

Th. Unruh

## **Joachim Slüter in Rostock : ein Reformationsbild aus Mecklenburg**

Barmen: Klein, [1892]

**<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn798719621>**

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

# Joachim Slüter

in Rostock.



Ein Reformationsbild aus Mecklenburg

von

Dr. Th. Anruh,

Pastor zu Horst (Pommern).

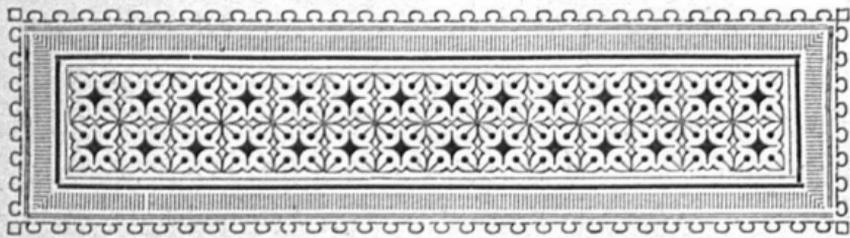


Barmen.

Verlag von Hugo Klein.

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an;  
Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke  
folgen ihnen nach.

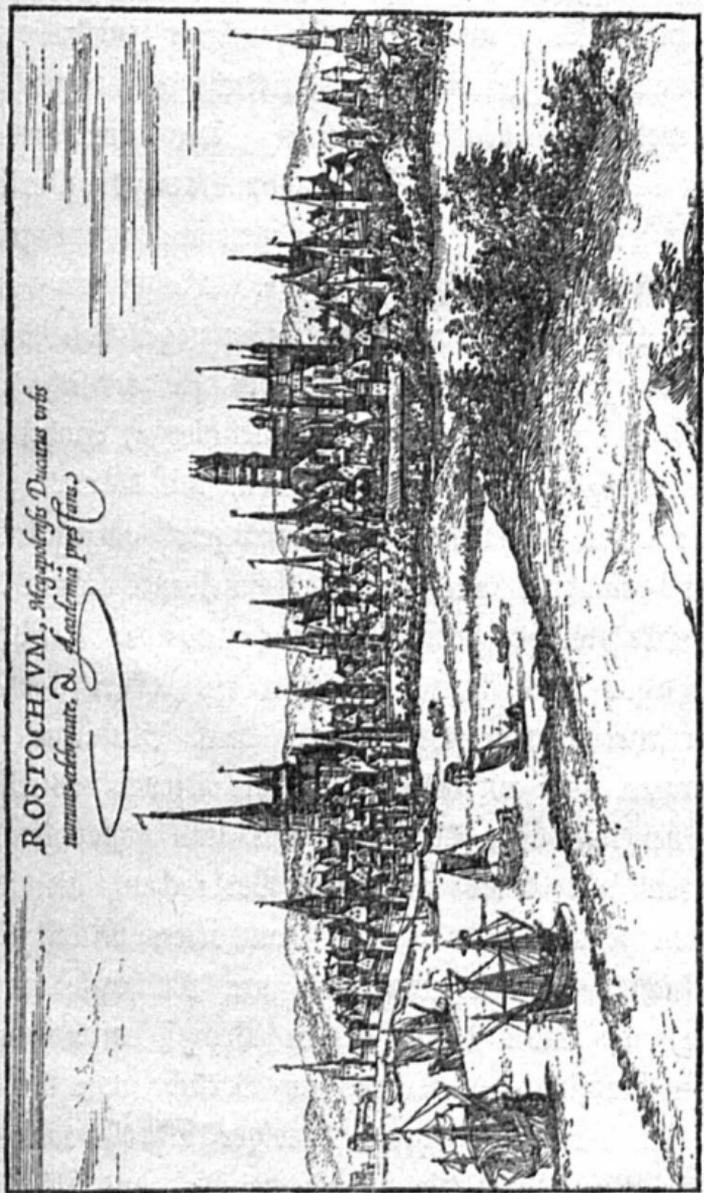
Offenb. Joh. 14, 13.



Luthers Schriften waren schon in den ersten Jahren nach ihrem Erscheinen durch den Handelsverkehr auch nach dem Norden Deutschlands gekommen und bald sogar in die dort herrschende plattdeutsche Volkssprache übertragen worden. Einer der ersten Verkünder der evangelischen Lehre war Joachim Slüter in Rostock, ein eifriger Anhänger Luthers.

Als der Sohn eines Fuhrmanns erblickte er um das Jahr 1496 zu Dömitz, einem mecklenburgischen Städtchen an der Elbe, das Licht der Welt. Im Jahre 1518 finden wir ihn auf der Universität zu Rostock. Von dort begab er sich, durch Luthers Ruf gelockt, nach Wittenberg, wo er sich bald zu dessen Sache bekannte. Bei seiner Rückkehr nach Rostock im Jahre 1521 erhielt er, da er gute Zeugnisse beibrachte, eine Anstellung als Lehrer. Der Magistrat und die Universität daselbst

waren mit lauter eifrigen Anhängern der katholischen Kirche besetzt. Im Dom und in den drei übrigen Hauptkirchen ward an achtzig Altären von zahlreichen und zum Theil sehr vornehmen Geistlichen das Hochamt verrichtet und die Messe gelesen. Außerdem gab es hier mehrere Klöster, deren Mönche eben so viele erbitterte Gegner Slüter's und des evangelischen Glaubens waren, den er jetzt öffentlich und mit täglich sich mehrendem Einfluß predigte. Nachdem der Herzog Heinrich zu Schwerin zum Protestantismus übergetreten war, berief er Slüter zum lutherischen Prediger an der Moskauer St. Petrikirche. Damit sah sich denn der junge begeisterte Glaubensstreiter auf einen Standpunkt gestellt, der ihm zwar ein Märtyrertum, allein zugleich die Erfüllung seines höchsten Strebens versprach. Die größte Gefahr für Slüter ging aber aus den Verhältnissen und der Schwäche des Herzogs hervor. Er war nämlich mit seinem Bruder, dem zu Güstrow wohnenden Herzog Albrecht, in einen Erbschaftsstreit verwickelt, den Heinrich nicht durch offenes Auftreten gegen die papistische Partei noch schwieriger machen durfte. Außerdem nahm er Rücksicht auf den deutschen Kaiser Karl V., der in diesem Prozeß das Endurtheil zu fällen hatte. — All dieser Gefahren war Slüter sich wohl bewußt, allein mit unerschütterlichem Gottvertrauen und echter Opferfreudigkeit trat er sein neues Amt an. Von



*ROSTOCHIM, Magnifico Ducatus urbis  
nominis celebrante, Academiae praesens.*

Das alte Rostock.

Tage zu Tage mehrte sich nun, von der Gewalt seiner Rede hingerissen, auch die Zahl seiner Zuhörer, und die Mauern der geräumigen Petrikirche vermochten bald nicht mehr dieselben zu fassen. Der unerschrockene Klüter ließ sich deshalb eine tragbare Kanzel anfertigen, von der herab er an schönen Tagen unter der großen Linde auf dem Kirchhofe predigte. Lange wagten es die katholischen Behörden nicht, offen gegen den Schützling des Herzogs aufzutreten, bis sie endlich einen Augenblick erfahen, um, weil Schleichwege, Hohn und Verleumdung nicht gefruchtet hatten, mit Gewalt gegen ihn als einen „Irrlehrer und Aufrührer“ einzuschreiten. Klüter bewohnte ein kleines bescheidenes Haus, in einer Ecke zwischen dem Petritbor und der Kirchhofsmauer, das noch heute zu sehen ist. Hier lebte er einsam nur seinem Berufe und dem Studium, und hier traten einst am hellen Tage die Diener des Magistrats bei ihm ein, überfielen ihn und schleppten ihn gebunden wie einen gemeinen Verbrecher, an seiner geliebten Kirche vorüber auf den alten Markt; von dort suchten sie mit ihm bis zum Rathause zu gelangen, wo man dann kurzen Prozeß mit ihm zu machen beabsichtigte. Allein das Gerücht von der Gefahr, mit der ihr verehrter Prediger bedroht war, lief wie der Blitz durch die Petrigemeinde, und jung und alt, Männer und Weiber, alles stürzte erschrocken aus

den Häusern und suchte in Slüter's Nähe zu kommen, so daß sich der Menschenstrom auf Schritt und Tritt vermehrte. Man verlangte laut drohend die Freilassung des teuren Lehrers, und als die Häfcher hierauf nicht achteten, sondern nur desto eiliger fortzukommen strebten, überfielen die Lutherischen sie, entrißten Slüter ihrer Gewalt und führten ihn im Triumph auf den Kirchhof zurück. — Hatte Slüter sich vorhin mit dem freudigsten Gottvertrauen getrost und ergebungsvoll zum Gericht hinwegführen lassen, so sah er es jetzt wieder als eine göttliche Fügung an, daß seine Anhänger ihn befreiten, und angesichts seiner Kirche und seines Häuschens stimmte er in deutscher Sprache einen Dankpsalm an, in den die Versammelten tief bewegt einfielen; darauf zog er sich wieder in seine Wohnung zurück. Die Männer verbanden sich aber sofort zu einer Art Leibwache für ihn, um bei Tage und bei Nacht jede Gefahr von ihm abzuwenden. — Einem so deutlich und kräftig ausgesprochenen Volkswillen wagten damals selbst Magistrat und Geistlichkeit nicht offen entgegen zu treten, und man schlug nun andere Wege ein, um ihn zu kränken und ihm zu schaden. Es wurde zunächst sämtlichen Schullehrern und anderen dazu bestellten Personen auf das Strengste untersagt, einen Anhänger der evangelischen Lehre bei seinem Ableben mit Gesang zu Grabe zu geleiten, oder sonst irgendwie

bei dessen Bestattung sich zu beteiligen. Diese Maßregel war aber für die damalige Zeit eine furchtbar harte zu nennen, denn ein feierliches Begräbniß gehörte zu den höchsten Wünschen, für deren Erfüllung man das ganze Leben hindurch Opfer brachte. Allein Slüter verstand es auch hier, die erschrockenen Gemüther zu beruhigen; er ordnete an, daß fortan alle dazu befähigten oder schon gefangeskundigen Männer, Jünglinge und Knaben seiner Gemeinde bei jedem Leichenbegängniß eines Evangelischen jene Dienste verrichten sollten. In ohnmächtiger Wut stachelten die Gegner nun den Pöbel an, Rache an dem „schwarzen Ketzer“, wie man Slüter seines Haares wegen schalt, zu üben. Man dichtete gemeine Spottlieder auf ihn und die von ihm vertretene neue Lehre. Allein als ein echter Jünger und Nachfolger seines Herrn und Heilandes trug er auch dies Joch im freudigen Glauben und that bei solchen Gelegenheiten, als hörte er nicht, und seine Anhänger folgten auch hierin seinem Beispiele. — Diese Vorgänge kamen endlich zu des Herzogs Ohren. Er beschied den unerschrockenen Glaubenshelden zu sich nach Schwerin und gestattete ihm nicht, nach Kostock zurückzukehren, bis er selbst ihm wirksamen Schutz zu leisten würde imstande sein. Dieser Augenblick schien dem gütigen Herzog gekommen, als im Jahre 1526 der Reichstag zu Speier erklärte, „es solle künftighin dem

Gewissen eines jeden Reichsstandes überlassen bleiben, in Befolgung des Wormser Edikts sich mit seinen Unterthanen zu verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne“. Dies galt dem Herzoge, sowohl den Klostern als auch Slüter gegenüber, für Bürgschaft genug, daß man seinen Schützling von nun an in Ruhe lassen werde, und noch in demselben Jahre kehrte Slüter jubelnd empfangen in sein Amt zurück. Es schien auch in der That, als kümmere sich die papistische Partei jetzt wenig um das tägliche Wachstum der Lutherischen, und bald war Slüter nicht mehr imstande, seinen Berufsgeschäften allein vorzustehen. Er bat den Herzog um einen Gehülfen, und dieser sandte einen solchen. Auch trug zu dem Fortgange der neuen Lehre nicht wenig der Zwiespalt bei, der in dem feindlichen Lager ausgebrochen war. Franziskaner und Dominikaner kamen in Streit über die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria und haßten sich infolge dessen bald ebenso sehr untereinander wie bisher die Lutherischen.

Mehrere Mitglieder des Magistrats traten zum evangelischen Glauben über. Doch ganz verloren die Papisten den gemeinschaftlichen Feind Slüter nicht aus den Augen, obgleich sich besonders die Franziskaner Mühe gaben, Slüter glauben zu machen, als achteten sie ihn, nachdem sie ihn näher erkannt, und sie sprachen

endlich sogar den Wunsch aus, mit ihm auch in geselligen Verkehr zu treten. Sie besaßen neben ihrem Kloster ein Haus, in welchem sie die Laien bewirteten, die für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgten, und wo sie, von eigens dazu angestellten geschickten Haushälterinnen ihres Ordens bedient, sich einen sehr guten Tisch hielten. In dieses Haus luden sie Slüter eines Tages zu einem „kollegialischen Mahle“ ein, und dieser nahm auch bereitwillig die Einladung an. Der Wunsch, sich noch vor der Tafel mit seinen freundlichen Wirten zu unterhalten, führte ihn wahrscheinlich etwas früher, als sie ihn erwartet hatten, in jenes Haus, auf dessen Flur sich die Küche befand. Als er diese betrat, waren sämtliche Mönche mit ihren Köchinnen in einem Hinterzimmer versammelt, um dort noch Anordnungen wegen der Aufnahme und Bewirtung des zu erwartenden Gastes zu treffen. Nur ein kleines Mädchen stand am Herde und wendete den Braten. Kaum ward dies Kind Slüter gewahr, als es ihm, der es freundlich anblickte und begrüßte, ängstlich zuwinkte, und ihm dann hastig zuflüsterte: „Herr Joachim, esset um Gottes willen nicht von diesem Braten, er ist vergiftet!“ Jetzt erkannte der arglose Mann zu spät die Wölfe unter den Schafskleidern, und es war die höchste Zeit, sich zu fassen, denn schon hatten die Mönche das Klingeln der aufgehenden Hausthür vernommen und traten mit

den allerunschuldigsten und freundlichsten Mienen ihrem Gaste entgegen. Stets Herr seiner selbst, trat er unbefangen mit ihnen in das Gemach, in welchem sie ihm die Todesmahlzeit zu bereiten gedachten. Aber schon während des Empfanges dachte er darüber nach, wie er sich aus dieser Schlinge wieder frei machen könne. Es sollte schon angerichtet werden, und man reichte der klösterlichen Sitte gemäß Waschwasser zur Reinigung der Hände, die das gesegnete Brot brechen sollten, herum. Auch dies hatte Slüter schon empfangen, als er plötzlich um Entschuldigung bat, wenn er sich nur auf fünf Minuten entferne, um nach seiner nahen Wohnung zu eilen, in der er, wie er jetzt erst bemerke, in der Zerstreung den Schlüssel habe stecken lassen; vergebens bemühten sich die heuchlerischen Mönche, ihm auf jede mögliche Weise diesen Gang ersparen zu wollen, aber es half ihnen nichts, er entschlüpfte ihren glatten Zungen und — kehrte natürlich nicht wieder zurück. — Neuen Grund zu Haß und ohnmächtiger Rachsucht gab Slüter im Jahre 1528 seinen Feinden, indem er als der erste Priester in Mecklenburg ein Weib nahm, und zwar die tugendhafte Tochter eines Schlossers. Der Herzog hatte bereitwillig, der Magistrat wohl oder übel die gesetzmäßige Einwilligung dazu gegeben. Doch wie ungern dies von Seiten des Magistrats geschehen, zeigte sich schon, als der Hoch-

zeitvater der Sitte gemäß die Stadtmusikanten zum Hochzeitsmahle bestellte; es ward diesen Leuten streng verboten, „auf einem so gotteslästerlichen Feste zu spielen“. Die Lutherischen veranstalteten nun eine, Zeit und Umständen angemessene Feier. Als am Hochzeitstage der Brautzug das Hochzeitshaus verließ, zogen voran die Sängler der Petrigemeinde, Psalmen in deutscher Sprache singend. Ihnen folgte Slüter, umringt von seinen liebsten Freunden, dann die Braut mit ihren Brautjungfern, denen sich ein langer Zug Geladener anschloß. Vom Hochzeitshause bis zur Petrikirche bildete die Gemeinde dieser Kirche ein dichtes Spalier, das noch stand, als der Zug aus der Kirche zurückkehrte, wo Slüters Gehülfe die Trauung vollzogen hatte. Als der lange Zug die Schwelle des Brauthauses überschritt, ertönte das Glockengeläut vom Petrikirchturm und verkündete der Stadt das Unerhörte.

Die schöne Feier bekam nur dadurch eine kleine Störung, daß, als Slüters Schüler einige Boten nach dem Ratskeller sandten, um Wein und Bier zu holen, die Boten unterwegs überfallen, ihnen das Getränk aus den Händen gerissen, auf die Straße gegossen und die Gefäße zerbrochen wurden. Als der Herzog hiervon Kunde erhielt, ward er sehr zornig und ließ bekannt machen, „daß er bei der nächsten Beleidigung, die sie dem von ihm bestellten Magister Slüter zu-

fügen würden, blutige Rache an ihnen nehmen werde.“ Den Lutherischen ließ er seinen „gnädigsten Gruß vermelden“, belobte sie wegen ihrer Teilnahme an dieser Feier und schloß damit, „daß, hätte er ahnen können, der Magistrat werde seine Musici nicht spielen lassen, er seine sämtlichen Hofmusiker dazu von Schwerin hätte herübersenden wollen“.

Von dieser Zeit an schien es, als hätte der Sturm sich ausgetobt. Die evangelische Lehre verbreitete sich immer weiter und bald wurden mehrere lutherische Prediger berufen, um auch in den übrigen Kirchen zu predigen. Schon im Jahre 1530 besaßen alle Gotteshäuser der Stadt ihren eigenen lutherischen Pfarrer. Dies Jahr war überhaupt das schönste und gesegnetste in Slüters Leben. In seinem obgleich schweren Berufe das höchste Glück seines Lebens findend, hatte er nur noch einen Wunsch übrig, nämlich, den Tag noch zu erleben, wo sein liebes Rostock eine ausschließlich lutherische Stadt würde geworden sein. Allein noch ehe dieses Ziel erreicht war, führten seine Feinde den Augenblick herbei, wo der edle Glaubenskämpfer vom Schauplatze seines gesegneten Wirkens abtreten mußte.

Um Neujahr 1532 war Slüter in einem lutherischen Bürgerhause zur Geburtstagsfeier des Hausherrn geladen. Hier ward ihm von einem ebenfalls anwesenden Buchbinder ein Becher Wein zugetrunken,

aus welchem der stets mäßige Slüter nur einige Schlucke, seine beiden Tischnachbarn desto mehr tranken. Diese beiden Männer starben nach wenigen Tagen unter sehr verdächtigen Anzeichen, ohne Zweifel war der Wein vergiftet.\*) Slüter begann von diesem Tage an hinzustechen, ohne daß die Ärzte ihm helfen konnten, so daß er schon zur Osterzeit nur mit Hülfe Anderer seine liebe Kanzel zu St. Petri besteigen konnte. Wenige Tage vor Pfingsten legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Am ersten Pfingsttage entschlummerte dieser edle Märtyrer und Jünger seines Heilandes, nachdem er noch kurz vorher auch für seine Feinde gebetet hatte.

Nicht weit von der Thür seines Hauses bettete man unter allgemeiner Klage seine irdische Hülle und legte eine schwere Steinplatte auf das Grab, die man später durch eine neue ersetzte, hinter welcher man ihm in neuerer Zeit ein würdiges Denkmal gesetzt hat. — Das Andenken an diesen ersten Verkündiger des Evangeliums in Mecklenburg möge auch ferner gesegnet bleiben!

---

\*) Der Stadtarchivar Karl Koppmann in seiner „Geschichte der Stadt Rostock“ widerspricht dem indessen durchaus. (Anm. der Schriftleitung.)



# Der Gustav-Adolf-Verein.

## Ein Festlied.

Überall, wo deutsche Herzen schlagen  
Fürs Evangelium und Luthers Lehr',  
zieht sich, des Glaubens Siegespanier zu tragen,  
Ein heiliger Bund dahin zu Schutz und Wehr.  
Es halten ihn zusammen  
Der Bruderliebe Flammen  
Und Gottes Wort: „Thut Gutes jedermann,  
Der Glaubensbrüder nehmt zumeist euch an!“

Es trägt der Bund des Gotteskämpfers Namen,  
Der einst bei Lützen starb den Heldentod,  
Der, als der Brüder Kraft schon wollt erlahmen,  
Sein reißig Volk zum Hilsezug entbot,  
Der alle Feind' zerblühet  
Und Christi Kirch' geschüzet,  
Ein glaubenskühner, demutvoller Christ.  
Der Bund sein ewges, schönstes Denkmal ist.

Im Vaterland und in den fremden Landen,  
Wo evangelisch glaubt ein Häuflein still —  
Der Bund umschlingt sie all' mit Liebesbanden,  
Hilft ihnen auf, stärkt, was da sterben will.  
Wo er geht allerwegen,  
Da triest sein Schritt von Segen.  
Gott hat zu ihm sich je und je bekannt;  
Aus schwachem Reiz ein Riesenbaum erstand.

Ja, Gott mit uns! Das giebt uns Mut zum Werke,  
Hebt just auch wie noch nie der Feind sein Haupt.  
Gott ist mit uns! er ist uns Kraft und Stärke,  
Das Reich uns weder Höl' noch Teufel raubt.  
Gott wird die Seinen hüten,  
Mag drum der Feind auch wüthen!  
Uns schreckt sein Drohen nimmer noch sein Spott,  
Denn eine feste Burg ist unser Gott!

---

Der Gustav-Adolf-Verein besteht nun seit fast sechzig Jahren. Entsprechend dem Gleichnisse Christi vom Senfkorn, ist er aus kleinen Anfängen entstanden und nun unter Gottes Segen ein mächtiger Baum geworden, welcher, gepflanzt an den Wasserbächen des ewig quellenden, lautern Wortes Gottes, alljährlich seine Früchte bringet zur rechten Zeit. Von nah und fern wenden sich arme und bedrängte Glaubensgenossen mit flehenden Bitten an denselben. Hier sind die Kirchen so baufällig geworden, daß sie mit völligem Einsturz drohen; dort sind sie viel zu klein, als daß sie der Gemeinde zu ihren Gottesdiensten genügenden Raum bieten könnten. Hier müssen neue Kirchen gehaut werden, um die zer-

streut wohnenden Glaubensgenossen zu einer Gemeinde sammeln zu können; dort fehlt der Turm mit den einladenden Glocken, da eine würdige Ausstattung des Gotteshauses oder der Schmuck des Altars. Hier ist kein Pfarrer, kein Lehrer, dort kein Pfarrhaus, keine Schule, kein Friedhof.

Da ruft der Gustav-Adolf-Verein laut hinein in die ganze evangelische Christenheit das apostolische Mahnwort: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“ Er mahnt: „Nehmet euch der Heiligen Notdurft an.“ Er erinnert: „Geben ist seliger denn nehmen.“ Er fordert den Glauben, der in der Liebe thätig ist, er weist uns neben der Rechtfertigung aus dem Glauben hin auf Christi Wort: „Daran wird jedermann erkennen, ob ihr meine rechten Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.“ Er ruft unsere Herzen zum Gebet, unsere Hände zum Geben auf für unsere evangelischen Brüder, welche in katholischer Umgebung eines evangelischen Gottesdienstes und einer evangelischen Schule entbehren und darum in Gefahr stehen, der evangelischen Kirche verloren zu gehen.

Wir sehen tagtäglich, wie viel Geld man in Deutschland zu weltlichen Unternehmungen und Festlichkeiten übrig hat; die arme darbende Kirche der Reformation, an deren Erhaltung und Gedeihen unsere nationale Zukunft hängt wie an nichts anderm, sollte doch nicht daneben wie eine Bettlerin abgefertigt werden. Namentlich aber bitten wir auch die Herren Lehrer, der Vereins Sache Bahn zu brechen in den Herzen der Kinder.

Ernsteste Besorgnis wegen der Zukunft der ganzen evangelischen Kirche und insbesondere ihrer Diaspora, bittere Beschwerden über römische Unduldsamkeit und Proselytenmacherei, namentlich in den Mischehen, über Beschimpfungen und Verdächtigungen der Evangelischen in der ultramontanen Presse, schmerzliche Klagen über die Verzagtheit in vielen Kreisen der evangelischen Kirche und darum dringende Aufforderung, das Werk des Gustav-Adolf-Vereins noch ausgiebiger als es im letzten Jahre geschehen ist, zu unterstützen — das klingt durch alle Berichte über das Vereinskwerk aus der letzten Zeit hindurch.

So wollen wir uns auch aufs neue gemahnt sein lassen an den alten Wahlspruch unseres Vereins: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an unseres Glaubens Genossen“. Was einst der begeisterte Mitbegründer des Vereins, D. Zimmermann, in seinem Aufruf an die Evangelischen gesagt hat, das wollen wir in unserer Zeit treu beherzigen und befolgen: „Es bedarf der Hinweisungen auf die Anstrengungen kaum, welche die katholische Kirche in unserer Zeit mehr wie je wieder (!) macht, um ihre Kirche allenthalben zu fördern. Wir wollen ihr das, so lange es in den Schranken des Rechts bleibt, nicht verargen. Aber wir wollen auch nicht träge und lässig sein. Wir wollen nicht den Ruhm der Eroberung, aber den Ruhm der Verteidigung suchen. Verteidigen, stärken, kräftigen, gründen wollen wir unsere Kirche.“



endlich sogar den Wunsch aus, mit ihm auch in gesellschaftlichen Verkehr zu treten. Sie besaßen neben ihrem Kloster ein Haus, in welchem sie die Laien bewirteten, die für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgten, und wo sie, von eigens dazu angestellten geschickten Haushälterinnen ihres Ordens bedient, sich einen feinen Tisch hielten. In dieses Haus luden sie jeden Tag zu einem „kollegialischen Mahle“ ein, nahm auch bereitwillig die Unterhaltung vor der Hand unterhalten sie ihren Gästen für

te  
 stand  
 dies  
 lich an  
 dann hastig  
 willen nicht  
 erkannte der  
 den Schafskleidern  
 zu fassen, denn schon  
 der aufgehenden Hausthür vernommen und traten mit

